

Tage sie als wissenschaftlich notwendig erwiesen hat: die tatsächliche, notorisch überlieferungstreue Überzeugung der Christen seit der Mitte des ersten Jahrhunderts, zwanzig bis dreißig Jahre nach Jesu Tod, kann nur auf die glaubwürdige und zuverlässige Aussage des geschichtlichen Jesus Christus zurückgeführt werden¹.

Dichtung — Volk — Gott

Von Johannes Kirschweng.

Wir haben vor kurzem eine kleine Reise unternommen, die von Freiburg über Straßburg und Lothringen der heimatlichen Saar zuführte. Beim Abschied standen wir noch einmal vor dem Freiburger Münster. Das fröhliche Leben des Marktes rauschte zu dem schlanken und doch machtvollen Turm empor, und für den, der tiefer hörte, war es das Leben des ganzen gesegneten alemannischen Landes, das zu diesem Turm hindrängte und das Geheimnis umwogte, das er so kühn und ragend verkündigt.

Ein paar Stunden danach näherten wir uns Straßburg, und wie ein Schiff über dem leichten Gekräusel ruhiger Wogen schwebt, so schwebte das Münster über dem Häusergewoge der wunderschönen Stadt. Die schlichten Dorfkirchen, denen wir begegneten, waren dagegen wie kleine Boote, die von dem Riesenschiff kommend das Meer der Ebene durchfuhren und den Bergbächen folgend auch noch die Höhen hinauf gelangten, um die Schätze des Schiffes bis zu den Heimatgrenzen zu tragen. Der Eindruck aber, daß dieses Wunderwerk die Mitte des Landes und des Volkes sei, es auf geheimnisvolle Weise zusammenhalte und segne, dieser Eindruck war noch viel stärker und zwingender, nachdem wir eingetreten waren. Wie ein wirkliches Meeresschiff dem in seiner Weite Irrenden als eine Stadt erscheinen kann, so erschien jetzt das Münsterschiff als die heimliche und eigentliche Stadt des elsässischen Landes. Den sie Durchschreitenden oder in ihr Stehenden und Knieenden meinte man anzusehen, daß sie hier nicht nur die Heimat ihres Glaubens, sondern auch die Heimat ihres Volkstums, die Heimat ihrer Heimat, wenn ich so sagen soll, beglückte.

Das grüßte dann aber von Münster zu Münster, von Volk zu Volk und von Seele zu Seele. Wie wundervoll ist es doch, wenn eine Landschaft so gekrönt ist von Münster und Turm und ein Volkstum von einem ehrfürchtig durch die Jahrhunderte bewahrten Geheimnis.

Als wir dann in das stillere und schwermütigere Lothringen kamen, schauten wir vergeblich aus nach einer solchen Krönung. Aber als wir

¹ Eingehende wissenschaftliche, aber jedem Gebildeten verständliche und leicht lesbare Darlegung und Begründung der kurzen Andeutung des vorstehenden Aufsatzes findet der Leser in dem neuen Buche des Verfassers, das sich nach Anlage und Methode eng an das frühere, „Die Kirche unseres Glaubens“, anschließt: Ludwig Kösters, Unser Christusglaube. Das Heilandsbild der katholischen Theologie. gr. 8^o (354 S.) Freiburg i. Br. 1937, Herder. M 5.—, in Leinen geb. M 6.50.

danach fragten, oder wenn schon kein baulicher Mittelpunkt sich finden ließe, nach einem geistigen forschten, da nannte uns der Kundige den Namen des Mannes, in dem sich seit einiger Zeit auf schöne Weise die Kräfte des deutschsprachigen Lothringen verkörpern, die Kräfte des Glaubens, der Überlieferung, der in alle Höhen und Tiefen reichenden Heimatliebe, den Namen nämlich des Hambacher Pfarrers Dr. Louis Pinck. Er hat deutlich gemacht, daß sein Volk auf stillere, aber vielleicht auch auf unzerstörbarere Weise als andere ein Denkmal seines Wesens und seiner Seele geschaffen hat in seinen Liedern. Man kennt die drei gewichtigen Bände „Verklingende Weisen“, die dadurch zustande kamen, daß Pinck die von den ehrwürdigsten Lothringer Greisen und Greisinnen gesungenen Lieder aufzeichnete. Aber jetzt haben wir, von seinem rührend bescheidenen Aufnahmeapparat wiedergegeben, auch einige von den Stimmen selber hören dürfen. Es knatterte und kratzte eine Weile, aber dann erhob sich aus dem Geräusch heraus eine ein wenig brüchige, aber immer noch klangvolle Stimme, die ein bis jetzt noch nicht veröffentlichtes Lied sang. Es war darin etwas Fremdes, aber doch auch unsäglich Vertrautes, so wie wenn einem plötzlich aus fast vergessenen Bildern die eigene Jugend zunicht. Es war ein Klang darin wie aus der Minnesänger- und aus der Kreuzfahrerzeit, und man verstand wahrlich den Stolz des Lothringers, dessen Volk jene ferne Zeit in ein paar schlichten Versen, in ein paar zwischen Schwermut und Jauchzen schwebenden Tonfolgen festgehalten hat.

Da den Schreibenden aber in dieser Zeit schon die Gedanken beschäftigten, deren Kern in der Überschrift genannt ist, schien ihm, diese Begegnung und dieses Erlebnis seien wohl würdig, zum Ausgangspunkt der Betrachtung gemacht zu werden. Ein Stamm, dessen Volkstum durch politische Geschehnisse aufs schwerste gefährdet wurde, der keine glanzvolle, äußerlich sichtbare Hochburg dafür besitzt, der in seinen Bemühungen, er selber zu bleiben, längst nicht so bekannt und anerkannt ist wie der elsässische Nachbarstamm, besitzt dieses Volkstum doch auf unverlierbare Weise und verkündet es anmutig und mit der in Jahrhunderten reif und süß gewordenen Schwermut in seinen Liedern.

Sie gehören freilich auch dem Reich der Musik an, aber das Wort ist in ihnen doch das Erste und Entscheidende; die Melodie ist in diesen Volksliedern ja fast nichts als die Verdeutlichung des Klanges, der dem wahren Gedicht stets innewohnt. Und das läßt sich mit Gewißheit sagen, daß das deutschsprachige Lothringen, das in der deutschen Literaturgeschichte kaum einen Raum einnimmt, mit bestem Recht auf die Volkslieder als auf seine Dichtung hinweisen kann.

Diese Verbindung von Dichtung und Volkstum, die uns hier als eigenes schönes Erlebnis begegnete, bedarf an sich freilich kaum mehr einer Einführung. Sie ist überall in den Außengebieten des deutschen Volkstums uneinnehmbarer Festungsturm und unversiegbarer Quell, und im Reich selber gehört sie zu den Selbstverständlichkeiten, auf die niemand mehr verzichten will. Die Zeit der literatenhaften Beziehungslosigkeit, die ja übrigens, wie man weiß, im geistigen Reich eines Heinrich Federer, eines

Peter Dörfler, einer Handel-Mazzetti, eines Leo Weismantel niemals geherrscht hat, diese Zeit ist vorbei, und die oft genug krankhaften Zukunftsphantasien des nirgends gebundenen kleinen Ich werden, und sei es auch in der begabtesten Darstellung, nicht noch einmal als Bibel des 20. Jahrhunderts sich aufplustern können wie vor noch nicht langer Zeit der Ulysses von James Joyce. Niemand will mehr mit dem Dichter zu tun haben, der nicht mit seinem Volk zu tun hat, der nicht in ihm verwurzelt ist und aus ihm die Kraft seines Werkes schöpft. Ja, heute kann es sich zuweilen schon als nötig erweisen, daß jene, die schon immer die Verbindung mit dem Volkstum als lebensnotwendig für die Dichtung verkündigten, nunmehr die Persönlichkeit des Dichters gegen übertriebene Formulierungen und übertriebene Auffassungen in Schutz nehmen müssen, gegen jene nämlich, die Dichter und Dichtung als reines Ergebnis völkischer Gegebenheiten betrachten wollen, vergessend, daß auch das Volk immer neu beschenkt wird von dem, der die Völker geschaffen hat und erhält. Wir Christen glauben, daß die Persönlichkeit grundgelegt wird durch die Erschaffung der unsterblichen Seele in jedem einzelnen Menschen, und der Nichtchrist wird dies doch anerkennen, daß über der Begegnung zweier Blutströme, aus der das neue Leben wird, das Irrationale der Liebe steht und neue Größen der Furcht oder der Hoffnung, der Drohung oder Verheißung in die Rechnung wirft. Um wieviel weniger noch dürfte diese Erwägung — sei sie christlicher oder unchristlicher, aber edelmenschlicher Herkunft — bei der Betrachtung des Dichters vergessen werden, dessen eigentliche Gnade und eigentlicher Lebenssinn das ποιεῖν, das Neuschaffen, ist.

Darüber hinaus wird eine vernünftige Betrachtung des Verhältnisses von Dichtung und Volkstum vor allem nicht außeracht lassen dürfen, daß zwischen beiden eine dauernde Wechselwirkung geschieht. Der Dichter empfängt vom Volk und das Volk vom Dichter.

Was empfängt der Dichter?

Der Dichter empfängt von seinem Volk an erster Stelle das Geschenk des Blutes. Das Blut ist nicht der einzige Faktor der Volkwerdung und nicht der einzige Reichtum des Volkslebens, aber ein sehr wichtiger. Durch ihn am meisten wird die Einmaligkeit, das Sosein des Volkes bestimmt. Der Dichter empfängt also diesen Strom, der nun in ihm Stimme werden und reden will, empfängt in ihm Lachen und Weinen, Fluchen und Beten der Vergangenheit. In dem Singenden unserer Tage regen sich kraft dieser Gabe Hirten, Bauern, Krieger und Weise der Vorzeit. Tausend Seufzer und tausend Lächeln haben verlangt, Lied zu werden und sich im Lied zu befreien, und es ward ihnen nicht gegeben. Tausend tiefste Erlebnisse durften keinen andern Ausdruck finden als ein seliges oder erschrockenes Verstummen. Aber alles das wurde bewahrt in dem ewig weitergegebenen Strom des Blutes. Nichts ging verloren, alles sammelte sich und wurde mählich reif, bis endlich der Singende erstand. Es ist ein ergreifender Gedanke, hinter dem wahren Dichter die langen Reihen der Männer und Frauen zu sehen, deren Erbe er in sich trägt, und die leben, leiden und kämpfen mußten für ihn. Vielleicht daß auch einmal in

einem Geschlecht vor Jahrhunderten schon eine Stimme gesungen hat und nun wieder erklingt; vielleicht, daß eine herrschende Stimme, die vor langem zum Kämpfen und Töten aufrief, sich so geläutert hat, daß sie nun in großem Gesang die Liebe verkündigt und den Gott der Liebe.

In dem Geschenk des Blutes an den Dichter liegt sicher einer der Gründe, die dazu beitragen, die geheimste Tiefe unseres Seins aufzurühren, wenn die Stimme des Dichters an unser Ohr tönt. In der Tatsache dieses Geschenkes ist grundgelegt, daß er mit brüderlicher Stimme zu uns redet und daß er die tiefste Brüderlichkeit zwischen den Söhnen seines Volkes zu wecken vermag. Es ist also ein großes und heiliges Geschenk, und auch um des Dichters willen ist zu fordern, daß es nicht verfälscht, sondern in seiner Reinheit bewahrt werde.

Das zweite Geschenk des Volkes an den Dichter ist seine Geschichte. Geschichte aber bedeutet die Bewährung des Blutes im Kampf, die Bewährung seines Bündnisses mit dem Geist. Wie die Menschwerdung und die Vollendung des einzelnen sich nur so gestalten kann, daß sein Blut immer überstrahlt und durchdrungen wird von der Gewalt des Geistes, so geschieht auch die Volkwerdung nur in der stets erneuerten Begegnung des Blutes mit dem Geist. Nur das Volk hat eine wirkliche Zukunft, ja wirkliches Leben in der Gegenwart, das beidem sein volles Recht gibt. Das Volk, das sein Blut verrät, begeht Selbstmord an seinem Leibe, das Volk aber, das den Geist verrät, Mord an seiner Seele. Der Dichter, der von seinem Volk das Geschenk der Geschichte empfängt und darin die ihm selber schon längst persönlich gestellte Leib-Seele-Aufgabe als eine völkische, muß fühlen, was in seiner Zeit mehr bedroht und inniger zu verteidigen ist.

Geschichte ist auch Wachstum an der äußern Welt. Das kann Kampf sein, aber es kann auch brüderliche, bereichernde Begegnung sein. Der Sinn der Grenze ist nicht Feindschaft, sondern Ordnung und aus der Ordnung erwachsend Schönheit und Leben. Nicht immer müssen die Völker Heere von Waffenträgern einander begegnen lassen. Es können auch einmal Heere von Sängern sein, oder Heere von Bauern, oder Heere von Betern. Und abermals: der Dichter, der von seinem Volk das Geschenk der Geschichte empfängt, empfängt es in dem verpflichtenden Sinn, der in dieser Bedeutung eingeschlossen ist.

Geschichte ist aber nicht nur Begegnung mit der Welt, sondern auch Begegnung mit Gott, Begegnung nicht nur mit dem Geist, sondern auch mit dem Heiligen Geist, mit dem Geist des Herrn, der das Volk gewollt, der sich ihm geoffenbart und ihm sein Gesetz gegeben hat.

Der ehrfürchtige Wille zu dieser ewig sich erneuernden Begegnung schließt in sich eigentlich erst die Anerkennung der Konkretheit der Geschichte. Diese Konkretheit besagt, daß Gott der Welt nicht nur immanent ist, sondern sie transzendiert, und daß er aus seiner Transzendenz heraus sich geoffenbart hat in seinem Sohn Jesus Christus. Seit jenem großen Advent der Völker, in dessen Licht wir eigentlich erst Volk geworden sind, kann Geschichte nur mehr sein „post Christum natum“, und wer glaubt, sie anders sehen, bejahen und vollenden zu können, der

verneint damit die seiende und wirkende Mitte der Welt. Der entfernt aus der geheimnisvollen Frucht der Geschichte ihr Kernhaus, das doch allein Sinn und Fruchtbarkeit und Erfüllung enthält.

Das Geschenk der Geschichte in seiner Ganzheit verstanden — und nur in seiner Ganzheit verstanden ist es Geschenk und nicht Fluch — schließt dies alles in sich ein, schließt in sich ein auch das Fortleben Jesu Christi und der Offenbarung Gottes durch ihn in der Kirche.

Aber wie, wenn die nun einmal nicht wegzuleugnende und in ihrer unendlichen Bedeutung nicht zu verkennende Begegnung unseres Volkes mit der Kirche ein furchtbarer Irrtum wäre? Es soll hier auf diese Frage, die heute so oft gestellt und oft so erschreckend leicht beantwortet wird, die Antwort nur gegeben werden aus dem Glauben an den Sinn unseres Volkslebens heraus. Wo bliebe dieser Sinn bei einem Irrtum von anderthalb Jahrtausenden? Wer auch am Webstuhl der Geschichte sitzt: Gott oder das Schicksal oder die Weltseele — wenn das Gewebe von anderthalb Jahrtausenden erst wieder Faden um Faden aufgelöst werden müßte, weil alles verkehrt wäre, weil man Fäden zusammengebracht hat, deren einer den andern bis in den Grund zerstört, es wäre ein wahnsinniger Weber oder einer, dessen Bosheit abgründiger ist als alles.

Und wenn das für die Vergangenheit zu sagen ist, wäre nicht auch an der Zukunft zu verzweifeln? Wenn tausend Helden und Heilige, Könige und Weise jenem entsetzlichen Irrtum erlegen wären, welche Evidenz wäre groß genug, welches Genie überzeugend genug, um den neuen Weg vor dem unglücklichen Volk zu rechtfertigen? Mag kommen, was will, wir stehen in keiner frühen Weltstunde mehr, und wer will es wagen, in einer späten so Ungeheures zu beginnen? Ich wiederhole: es ist eine Antwort nur aus dem Glauben an unser Volk. Man weiß, wie andere wir noch haben, wie strahlende und zuversichtliche.

Nein, die Begegnung unseres Volkes mit der Kirche ist alles andere als ein Irrtum, und innerhalb der Geschichte unseres Volkes ist auch die Geschichte der Kirche ein wundervolles Geschenk an die Dichter, auch an die noch, die es nicht ahnen, auch an die noch, die den Namen der Kirche nie in den Zusammenhang des Geschenkes, sondern immer nur in den des Fluches bringen würden.

Nicht nur in dem äußern Bezug, daß sie ihnen Bilder über Bilder, Themen über Themen liefert, Kampf und Heldentum, Sieg und Niederlage, sondern in einem viel tieferen noch.

Jean Paul hat von Straßburg das schöne und traurige Wort geprägt, daß man in ihm den Franzosen eine ganze Stadt zur Übersetzung ins Französische überlassen habe. Nun, die Kirche hat wahrlich das Germanische nicht zur Übersetzung ins Römische angenommen, sondern zur Vollendung ins Deutsche, und das ist ihr Geschenk, aus dem auch die noch leben, die ihr fern sind und ihr innerstes Wesen nicht ahnen.

Aber auch ihr Bilderbuch — da schon einmal das Wort genannt ist — ist das bunteste, aufregendste und großartigste, das auf dieser Welt einem Schauenden in die Hand gegeben werden kann. Es sind auch schwarze Seiten darin, angefüllt mit Verbrechen und Grauen. Die

Kirche hat sie aus ihren Geschichtsbüchern nicht herausgerissen. Sie hat nur mit demütiger und dankbarer Hand darunter geschrieben: „Misericordia Domini, quia non sumus consumpti!“ Sie hat keine Ausgabe „ad usum delphini“ veranstaltet, und so darf sie sich wohl, nicht nur um ihretwillen, sondern auch um des Volkes willen dagegen wehren, wenn man eine Ausgabe „ad usum advocati diaboli“ gewissermaßen herstellt, indem man in der primitivsten Weise gerade nur jene schwarzen Blätter zusammenstellt und sie als die Geschichte der Kirche ausgibt.

Ich glaube, daß es die Pflicht eines christlichen Deutschen in dieser Zeit ist, das in aller Klarheit auszusprechen und so Rechenschaft und Bekenntnis abzulegen. Auch hier ist ja das Gesetz der Grenze nicht als ein Gesetz der Feindschaft zu verstehen, sondern als ein Gesetz der Klarheit und Ordnung, das auch die Pflicht der Liebe in sich schließt.

Das dritte Geschenk des Volkes an seinen Dichter ist das Geschenk der Sprache. Es schließt die beiden andern Gaben in sich ein, die des Blutes und der Geschichte. Nirgends drückt sich der Rhythmus des Blutes so klar und selbstverständlich aus wie in der Sprache, und wenn wir vorhin sagten, daß der Dichter, indem er das Blut seines Geschlechtes empfängt, alle Bemühungen, alle Kämpfe, Leiden und Segnungen der Generationen empfangt, so ist nun zu sagen, daß ihm dieses Geschenk zum zweiten Mal werde in der Sprache, da aber geläutert noch und geklärt, weil eben in der Sprache schon Blut und Geist sich notwendig begegnen.

Aber auch die Geschichte ist in der Sprache enthalten. So, daß man an den einzelnen Entwicklungsstadien der Sprache die Entwicklung des Volkes ablesen kann und in der fertigen, aber immer noch wachsenden, das fertige, aber immer noch wachsende Volk erkennen.

Es gibt eine kleine Dichtung, in der ein Knabe mit der blauen Kerze unter der Oberfläche der Erde den Schatz der Heimat findet: Kronen und Zepter, Bischofsstäbe, Kelche und Monstranzen. So vermag man gewiß auch mit der Leuchte der Liebe unter der Oberfläche des Spracherdreichs den Glanz und den Reichtum der Vergangenheit zu finden, und auch hier ist es nicht nur der Glanz der Könige, sondern auch der Glanz Gottes und der Heiligen. Die Kirche mit ihren großen Predigern, mit ihren Lieddichtern und ihren emsigen und ehrfürchtigen Mönchen ist auch aus der Entwicklung der Sprache nicht fortzudenken.

So aber, in ihrer lebendig gewachsenen Fülle, hat die Sprache einem Hölderlin gedient und einem Nietzsche, einem Mörike und einem Freiligrath, einem Eichendorff und einem Körner. Sie hat ihnen gedient, oder sage ich lieber: sie hat sie gesegnet, die ihr im Geist der Ehrfurcht und Liebe, im Geist des Dienens selber begegneten. Sie ist reich genug, die Mutter Sprache, für alle ihre Söhne, für die im Norden und im Süden, für die Stillen und die Stürmischen, für die Männer und die Frauen.

Das Volk, das seine Sprache in das Herz und in den Mund des Dichters hineinlegt, überliefert ihm freilich nicht nur ein unendliches Geschenk, sondern auch eine unendliche Verantwortung. Es gibt keinen wahren Dichter, der sich ihrer nicht bewußt wäre, der sich die Zusammenhänge, die wir nannten, nicht immer lebendig erhielt.

Darin liegt auch die Verurteilung für alle die, denen die Muttersprache nicht viel mehr war als ein Idiom der Weltsprache, als ein an sich ziemlich gleichgültiges Mittel der Verständigung, der Propaganda oder der Aussage irgend welcher Art. Diejenigen, die ihre Dinge geradesogut in einem ordentlich gelernten Französisch oder Englisch hätten sagen können, haben im Grund dem lebendigen Volk nichts mehr zu sagen.

Blut, Geschichte und Sprache also sind die Geschenke des Volkes an seinen Dichter. Was hat der Dichter dem Volk zu geben? Wir nennen zuerst das Allgemeinste: die Bereicherung des Welt- und Lebensgefühls. Der Grund für diese Möglichkeit liegt in der Einmaligkeit der dichterischen Erscheinung. Der Dichter — wenn anders er dieses großen Namens würdig ist — ist das fühlende, singende Herz seines Volkes. In diesem Herzen geht die Welt mit jedem Tag neu auf, entfaltet die Schöpfung Gottes, deren Schau und liebende Bewunderung eine unserer großen Aufgaben ist, immer mehr ihre hinreißende Schönheit.

Seit Johann Wolfgang v. Goethe sein Mondlied in das deutsche Volk hineingesungen hat, seitdem also zum ersten Mal die Verse erklangen:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz —

seitdem hat das urdeutsche Erlebnis der Mondnacht ganz neue Tiefe und ganz neues Gewicht bekommen.

Ebenso ist es bei Eichendorff mit dem Erlebnis des Wanderns und der Ferne. Wie farbig und wie mit dem Zauber unendlicher Sehnsucht erfüllt ist es seit seinen Liedern! In wie vielen Sommernächten, die die Verlockung der Ferne herzutrug, mögen wohl seine Verse schon aufgerauscht sein:

Das Herz mir im Leibe entbrennte.
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
in der herrlichen Sommernacht!

— mögen aufgerauscht sein und dem Sehnsüchtigen doch eine Erfüllung seiner Sehnsucht zugetragen haben, die im Lied und im Geist.

Seit Mörikes „Altem Turmhahn“ aber ist die deutsche Stubenseligkeit inniger und heimeliger noch geworden, mehr noch als vorher eine Zuflucht des Leibes nicht nur, sondern auch der Seele.

So gibt es aber seit Rilke ein tieferes, geheimnisvolleres Verhältnis zu den Dingen überhaupt.

Sage dem Engel die Welt, nicht die unsägliche
...sag' ihm die Dinge!

Die Bereicherung des Welt- und Lebensgefühls aber bedeutet für das Reich des Völkischen auch eine Verlebendigung der Landschaften und Stämme über ihren äußern Bereich hinaus. Durch Storm etwa wird Heide und Meer Schleswig-Holsteins allen Deutschen geschenkt, durch Annette

v. Droste-Hülshoff das stille und träumerische Westfalen, durch Fontane die Mark Brandenburg, durch Wiechert die unendlichen Wälder des deutschen Ostens, durch Peter Dörfler das schwäbische Bauernland.

Das gleiche gilt auch für die geistigen Landschaften. Wir glauben — um gleich eines der wichtigsten Beispiele zu nennen — nicht, daß es Aufgabe des evangelischen oder des katholischen Dichters sein könnte, das eigentlich Evangelische oder eigentlich Katholische seiner Herkunft und seiner Lebenslandschaft zu verschweigen. Er soll es sagen! aber so sagen, daß es nicht trennt, sondern verbindet. Ist nicht Wilhelm Raabes evangelischer Hungerpastor ein Buch, in dem alle guten Deutschen, seien sie katholisch oder evangelisch, sich finden können? Und ist es nicht ebenso mit „Des alten Pfarrers Woche“ der Annette? Wer meint, er sei es der Volksgemeinschaft schuldig, die besondere, ihm aufgetragene Weise zu verschweigen, auf die er sie verwirklicht, der macht für seinen Teil die Volksgemeinschaft arm und unehrlich. Der Dichter aber, der aus der Fülle seiner wirklichen Welt diese Wirklichkeiten nicht feige verbannt, der dient dem echten Leben und der echten Gemeinschaft seines Volkes.

Über allen dem Leben zugewandten Einzelwirkungen des Dichters aber wölbt sich groß und strahlend die Verkündigung der Lebensliebe und des Lebenswillens selber.

„Wie es auch sei, das Leben, es ist gut!“

Die zweite Gabe des Dichters an sein Volk ist die Bewahrung seiner Substanz im intensiven Sinne, oder sagen wir einfach: die Bewahrung seiner Seele. Das Volk ist immer wieder gefährdet wie der einzelne, und wenn es in seinen äußern Erfolgen bis zu den Sternen griffe, dann gälte ihm wie dem einzelnen doch immer noch die Mahnung: Was nützt es, die ganze Welt zu gewinnen und Schaden zu leiden an seiner Seele! Das Volk ist souverän, aber seine Souveränität hat ihre ewigen Grenzen in der Verantwortung vor Gott. Der Träger dieser Verantwortung aber, der Kündiger jener Mahnung, ist der Dichter. Weil beides im Lärm untergehen müßte, ist er zuerst einmal der Rufer zur Stille, der Weggeleiter zu den Müttern, zum Quellgebiet der Tiefe, aus dem das Volk sich erneuert. Dieser Aufgabe werden vielleicht nicht immer oder nicht einmal oft die gleichen frühen Lorbeeren geflochten wie manchen andern, aber wenn einmal die innere Geschichte des Volkes geschrieben werden wird, dann wird man erkennen, was an Rettung und Bewahrung ihrer Erfüllung zu danken ist. Weiß man nicht, was Friedrich v. Spee seiner Zeit bedeutet hat oder Paul Gerhardt? Ist es nicht wie ein Wunder, daß die zarten gläubigen Lieder des letzteren in den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges aufgeklungen sind? Waren sie nicht ein tapferes Bekenntnis der gottvertrauenden Seele zu den Kräften der Stille und der Besinnung auf die letzten Dinge? Ist nicht eigentlich die Überwindung des Dreißigjährigen Krieges in einer Dichtung zustande gekommen, im „Simplicius Simplicissimus“ Grimmelshausens? Gewiß, das Buch enthält noch alle Schrecknisse und Greuel des Krieges, alle Grausamkeit und Unmenschlichkeit, Laster und Schande, aber über allem geht von neuem die große heilige Ordnung auf, wachsen Glaube und Liebe einem neuen Tag entgegen. Sind nicht Goethe,

Schiller und Hölderlin in eine Zeit der größten Verflachung hineingeraten, in eine Zeit, die unter anderem wirklich auch die deutsche Sprache als ein etwas zurückgebliebenes europäisches Idiom betrachtete, das man nur allzu gerne mit dem vollendeteren des französischen vertauscht hätte? Ist nicht aber in ihnen wieder dem Volk das Wunder der eigenen Seele aufgegangen?

Nach den Freiheitskriegen hat eine sehr enge dynastische Betrachtungsweise den tieferen Erfolg dieses Kampfes zu vernichten gedroht: haben da nicht die Dichter die Flamme des Reichgedankens hoch aufschlagen lassen?

Das Reich kam, anders freilich, als jene es erträumten, und dann geriet die Seele des Volkes in all die Gefahren hinein, die mit dem Wort „Gründerzeit“ angesagt werden und in den Bauten jener Zeit noch sichtbar sind. Aber da gab es dann einen Raabe und einen Fontane. Einen Raabe, der die Urkräfte der deutschen Seele: Schlichtheit, Gläubigkeit, Frömmigkeit, aufgehen ließ wie einen neuen Morgen, der in der Hochzeit des sich aufplusternden Reichtums ein Loblied auf die Armut zu singen wagte! Einen Fontane, dessen leise Ironie nie ohne Güte ist und dessen gütige Ironie also den Dingen unmerklich das rechte Maß zurückgewinnt.

Nach dem letzten Krieg aber, als die deutsche Seele am meisten vom Verderben bedroht war, da war uns ein Ernst Wiechert, ein Alverdes, ein Carossa, ein Dörfler, ein Weismantel, eine Gertrud v. Le Fort gegeben. Und wer außer Gott vermöchte zu sagen, was durch die stille Tat des Dichters in diesen Jahren alles gerettet wurde?

Das dritte Geschenk des Dichters an sein Volk ist die Bewahrung seiner Substanz im extensiven Sinne, seine beständige Zusammenfassung über den Bezirk der im Reich wohnenden Volksgenossen hinaus. Es ist das Schicksal des deutschen Volkes, daß es nicht all seine Kinder unter einem Dach haben kann, und in manchen Fällen ist es dazu noch so, daß die unter einem fremden Dach Lebenden, die doch einmal als Lehrer und Helfer zu den Fremden kamen, in ihrem Volkstum bedrängt und aufs äußerste gefährdet werden.

Da aber ist abermals der Dichter der große Retter. Stern und Fahne des Volkstums ist die Sprache. Der Dichter aber ist der Bewahrer ihrer Herztöne, derjenige, der sie sprechend und in ihr singend ihre unendliche Liebesmacht über der Fremde aufgehen läßt, wie es sonst niemand vermöchte. Die Dichter des Reiches gehören allen Deutschen, wie auch die des Auslandsdeutschtums dem ganzen Volk gehören. Diese aber gerade sagen ihr besonderes Volkstum mit besonderer Innigkeit aus, sie gliedern es fest und unauflösbar in das Gesamtvolkstum ein, sie wecken in den Deutschen im Reich das Gefühl der Brüderlichkeit, in denen da draußen das Gefühl der Geborgenheit, des Wohlaufgehobenseins in der mütterlichen Wärme des Gesamtvolkes. Sie auch bringen am stärksten zum Ausdruck, daß der deutsche Staat zwar auf Land und äußeres Gebiet, auf die äußere Zugehörigkeit von deutschen Menschen verzichten kann, nie aber das Volk selber auf ihre Herzen, auf ihre Seele.

Je inniger die Dichter ihr eigenes Volkstum verteidigen, desto eher sind

sie imstande, zur Welt zu reden. Goethe hat ganz gewiß die Welt für Deutschland erobert, wie Homer für Griechenland und Shakespeare für England, und das ist das Wunder des Geistes, daß die Eroberungen sich nicht beeinträchtigen, sondern erhöhen.

Es wird deshalb auch nur ein vorübergehender Zustand sein, wenn in den außerdeutschen Buchläden zuweilen ausschließlich die Bücher jener deutschen oder doch deutsch schreibenden Schriftsteller zu sehen sind, die darauf verzichtet haben, das deutsche Schicksal weiter auf sich zu nehmen. Vermittler zwischen den Völkern vermögen nur die zu sein, die das Geschick des eigenen Volkes tapferen und entschlossenen Herzens tragen, die für sich keine Insel der Seligen wollen, die nicht Deutschland hieße.

Wir sind am Ende. Wir haben gesehen, wie notwendig und unzerstörbar das Verhältnis von Dichter und Volk, von Dichtung und Volkstum ist. Wie können nun wir, die wir Volk sind, dem Dichter dienen, oder sage ich lieber: ihm helfen? Indem wir immer mehr und immer bewußter Volk werden. Volk, das sein Blut und die Gesetze dieses Blutes heilig hält. Volk, das seine Geschichte in ihrer unverfälschten Gesamtheit erkennt, bejaht und erfüllen will. Volk, dem seine Sprache heilig ist, das in dieser Sprache brüderliche Gemeinschaft in sich selber schafft, das in dieser Sprache sein Leid und seine Liebe singt und das endlich in dieser seiner Sprache zu Gott betet, der es erschaffen hat und der allein sein Schicksal in gütigen und mächtigen Händen trägt.

Zwischen Kosmos und Chaos

Von Erich Przywara S. J.

Mit seinem Werk „Idee und Existenz“ ist Hans Heyse¹ als dritter zu den zwei Philosophen der Existenz gestoßen: Martin Heidegger² und Karl Jaspers³. Mit Martin Heidegger teilt er die Deutung der Antike und die Sichtung der Wahrheit vom Sein her. Von Karl Jaspers scheidet er sich durch seine Gegenstellung gegen Kierkegaard und seine Ablehnung jeglicher Transzendenz. Aber in der Lebenshaltung (auf die alle Existenz-Philosophie schließlich sich rückführt) geht er mit beiden einig. Jaspers betont ein Stehen „im Angesicht der hoffnungslosen Furchtbarkeit des wirklichen Daseins“ (Philosophie III 82): „die Chiffre der Ver-

¹ Hans Heyse, *Idee und Existenz*. (363 S.) Hamburg 1936, Hanseatische Verlagsanstalt. M 12.80. — Aus dem früheren Schrifttum Heyses sind beigezogen: *Einleitung in die Kategorienlehre*; *Inaugural-Dissertation*, Leipzig 1921. *Der Begriff der Ganzheit und die Kantische Philosophie*, München 1927. *Die Idee der Wissenschaft und die deutsche Universität. Über Geschichte und Wesen der Idee des Reiches*, Königsberg 1934. (Der erste dieser beiden Vorträge entspricht der Sache nach gleichzeitig dem Aufsatz „Philosophie und politische Existenz“, in: *Kantstudien* 1935, S. 1—12; der zweite entspricht „Idee und Existenz“, ebd. S. 345 ff.) — *Idee und Existenz in Kants Ethiko-Theologie*, in: *Kantstudien* 40 (1935) S. 101—117.

² Vgl. diese Zeitschrift Bd. 115, Juli 1928, S. 252—262. Ebd. Bd. 119, April 1930, S. 4—7.

³ Vgl. diese Zeitschrift Bd. 123, Juni 1932, S. 152—161.